

Erinnerungen an Carl Felix Burckhardt und Gottlieb Bischoff, Bürgermeister und Staatsschreiber zu Basel

Autor(en): Carl Wieland
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1888

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0a4f93d7-2137-4b79-b8b8-7a04cdc90420>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Erinnerungen

an

Carl Felix Burckhardt und Gottlieb Bischoff,

Bürgermeister und Staatschreiber zu Basel.

Von Carl Wieland.



Was in den nachfolgenden Blättern geboten wird, kann nicht darauf Anspruch machen, ein umfassendes Lebensbild der beiden Männer zu entwerfen, Bürgermeister Dr. Carl Felix Burckhardt und Staatschreiber Dr. Gottlieb Bischoff, welche während langen Jahren an der Spitze unseres Gemeinwesens gestanden und bei aller Verschiedenheit der Charaktere doch wesentlich in gleichem Sinne und Geiste auf den Gang der Geschäfte eingewirkt haben. Wir mangeln Befähigung und Muße zu einer solchen Arbeit. Noch viel weniger soll der Versuch gemacht werden, die politische Bedeutung dieser Männer, d. h. ihre Stellung zu den Tagesströmungen und Tagesparteien zu besprechen, ihre Handlungs- und Denkungsart zu zergliedern

und zu prüfen, ob sie jeweilen den Umständen angemessen gewesen, ob nicht die gegentheilige Handlungsweise zweckmäßiger gewesen wäre. Es würden dieß müßige und dem Zwecke dieser Jahrbücher nicht entsprechende Untersuchungen sein. Es gilt vielmehr einzig das Bild dieser beiden Männer unserer rasch lebenden Generation wieder in Erinnerung zu rufen und die Stellung, welche die früheren Verfassungen dem Bürgermeister und dem Staatschreiber angewiesen haben, zu kennzeichnen. Meine Aufgabe soll nur darin bestehen, die Thätigkeit dieser Männer vor der Vergessenheit zu bewahren, dieweilen, wie der Stadtschreiber Nikolaus Rüsck klagt: „Das menschlich Gemüt von einer anerborenen Eigenschaft und Blöbkeit ungewont ist die Ding so zu Zyt bescheen, und nit der Geschriß bevolhen werden, in langwiriger Gedechtnuße ze behalten.“

Ich glaube meiner Aufgabe am ehesten gerecht werden zu können, wenn ich zuerst den Lebensgang Jedes der beiden Männer in seinen Hauptzügen gesondert skizziere, bis zu dem Zeitpunkt, wo sie gemeinsam an der Spitze der Verwaltung unseres Gemeinwesens gestanden haben und diese Thätigkeit schließlich kurz bespreche.

Dabei wird uns das Eigenthümliche entgegentreten, daß bei Beiden, so verschieden auch die äußern Lebensbeziehungen und Stellungen der beidseitigen Familien gewesen sind, die Geschichte der Vaterstadt enge, mehr als bei vielen Andern, mit dem eigenen Entwicklungsgange verbunden und verknüpft waren. Dieser Einfluß ist sowohl bei der derben und kräftigen Natur Bischoffs, als bei der feinern und weichern seines jüngern Freundes Burckhardt deutlich wahrnehmbar. Gottlieb Bischoff wurde in Muttenz, wo sein Vater Pfarrer war, im Juni 1820 geboren. Er hat es stets als eine Gunst des Schicksals angesehen, daß ihm vergönnt gewesen ist, die Kinderjahre auf dem

Land zu bringen zu können, wo die Eindrücke der Außenwelt viel frischer und unvermittelter, als in der Stadt, auf das Gemüth des Kindes einwirken. Seine beinahe pietätsvolle Stimmung gegenüber landschaftlicher Schönheit, die jeweilen bei ihm wahrnehmbar war und auf Andere bei seinem sonstigen Wesen oft ganz überraschend wirkte, hat er unzweifelhaft diesem Leben auf dem Lande zu verdanken. Aber von noch bedeutenderem Einflusse ist der Umstand gewesen, daß der Vater den begabten Knaben bis zum 10. Altersjahre selbst unterrichtet hat. Pfarrer Bischoff, der in Muttenz ein Schullehrer-Seminar leitete, und für die Hebung des Schulwesens auf der Landschaft und später, als Mitglied der Erziehungsbehörden, in der Stadt durch Wort und Schrift eifrigst thätig gewesen ist, zählte durch seine wissenschaftliche Ausbildung, namentlich durch seine litterarische Bildung und durch sein organisatorisches Talent, welches er als Erbtheil seinem Sohne hinterließ, zu den hervorragendsten Männern jener Epoche.

In seinem zehnten Altersjahre vertauschte er diese ihm liebgewordene Umgebung mit der Stadt, wohin sein Vater als Pfarrer berufen worden war. Der Wechsel war um so greller, als damals durch den Ausbruch der Revolution die Gemüther leidenschaftlich aufgeregter waren und die Straßen von Waffengeklirr wiederhallten. Es mußte dieß das jugendliche Gemüth in höchstem Grade in Anspruch nehmen. Noch in seinen spätern Jahren liebte er es diese Zeiten zu schildern. Als s. B. Rathsherr Winder den Großen Rath von Basel-Stadt mit dem Antrage überraschte, Schritte zur Wiedervereinigung mit Basel-Land zu thun, griff Bischoff mit jugendlicher Begeisterung diese Idee auf, so wenig er die Schwierigkeit deren Verwirklichung verkannte. Mit scharfen Worten geißelte er die kurzfristige Handlungsweise der radikalen Staatslenker jener Tage, die

theils unedlem Hass gegen das aufblühende Basel, theils einer trostlosen Prinzipienreiterei zu Liebe es zuließen, daß blinde Leidenschaft, die hüben und drüben der Virs damals herrschte, einen der wichtigsten Grenz-Kantone der Schweiz in zwei Hälften zerreißen konnte, deren keine die zur Entwicklung eines gesunden politischen Lebens erforderlichen Kräfte und Bedingungen besitzt.

Als Student der hiesigen Hochschule schloß sich Bischoff mit ganzer Seele dem Zofingerverein an. Bei der kleinen Zahl der Mitglieder, die äußeres pomphaftes Auftreten — zum Glück! — von selbst ausschloß, war der Verkehr im Innern der Sektion, die aus Baslern und aus Theologen der Ostschweiz gebildet wurde, ein um so regerer und lebendiger, förderte gegenseitiges Aussprechen und die Anknüpfung von Freundschaften auf Lebenszeit. Was er dem Zofingervereine verdankte, das hat Bischoff 1868 am Jubiläum mit markigen Worten in weithinschallender Rede verkündigt.

Die jüngere Generation hat nun Mühe in die damaligen Verhältnisse unserer Universität sich zurückzusetzen, wo eine kleine aber allerdings auserwählte Schaar von Lehrern mit seltener Pflichttreue der hehren, freilich oft undankbaren und mühevollen, Aufgabe sich unterzog, in Basel das wissenschaftliche Leben wach und rege zu halten, es sich nicht verdrießen ließ in den denkbar beengtesten Verhältnissen die kleine Zahl der Studierenden um sich zu versammeln. Wenn einseits die politischen Verhältnisse jener Zeit trübe und unerfreulich erscheinen, bildet dieß ein strahlender Lichtpunkt. Es wird Basel je und je zur höchsten Ehre gereichen, daß nach dem jähen Zusammenbruche des früheren staatlichen Lebens, bei der Erschlaffung und Ernüchterung, die naturnothwendig nach langen Jahren fieberhafter Aufregung sich fühlbar machen mußte, doch sofort die Erhaltung des wissenschaftlichen Lebens in Basel als eine der wichtigsten

Aufgaben betrachtet, und daß trotz aller Noth der Zeit die Bürgerschaft von diesem idealen Schwunge, der die maßgebenden Männer, einen Bürgermeister Carl Burckhardt, Rathsherr Hensler, Peter Merian und ihre Freunde beseelte, ergriffen worden ist und daß sie das Fortbestehen der Universität als eine Ehrensache für Basel betrachtet hat. Es bekundete sich hierin ein unbefiegbarer Glaube an die Zukunft der Vaterstadt und wir sind ihnen zu Dank verpflichtet, daß sie den antiken Wahlspruch zur Richtschnur des eigenen Handelns gewählt haben: „Nunquam desperandum est de republica.“

Bischoff war lebenslang von dankbarer Gesinnung gegen jene Männer durchdrungen. Die Nothwendigkeit der Erhaltung der Universität und deren Förderung bildete gleichsam einen Artikel seines Glaubensbekenntnisses. Wehe dem, welcher durch Aeußerungen des Zweifels oder gar des Spottes demselben zu nahe zu treten versuchte. Eine volle Schale edlen und gerechten Zornes wurde ihm mit aller Wucht an den Kopf geschleudert. Wir werden später noch Gelegenheit finden sein Verhältniß zur Universität zu besprechen. Die kurze historische Erörterung bitte entschuldigen zu wollen. Ich finde aber in derselben die Erklärung der Denkungsweise Bischoff's, für welchen diese Frage nicht bloß Verstandes- sondern ganz wesentlich Gemüthsache war.

Bei dem fest abgeschlossenen Charakter und dem auf das Praktische gerichteten Sinne Bischoffs, einem Erbtheile seiner Mutter, wie uns berichtet wird, kann es nicht auffallen, daß er auf der Universität nicht lange über den zu verfolgenden Studiengang im Zweifel war. Ihn zog das Strafrecht an und die damit in Verbindung stehenden Fächer; so daß er sowohl hier, als in Heidelberg und in Göttingen Vorlesungen über dasselbe besuchte.

Im Jahre 1842 war das Examen glücklich überstanden, und es begann für Bischoff die praktische Thätigkeit.

Jungen Juristen, die damals in den öffentlichen Geschäften sich umsehen wollten, standen zwei Wege hiezu offen: entweder in der Staatskanzlei bei dem Sekretariat der verschiedenen Commissionen nachzuhelfen, hiedurch den Verkehr der Behörden unter sich kennen zu lernen und Einsicht in den allgemeinen Geschäftsgang zu gewinnen, oder als Aktuar des Untersuchungsrichters an den Verhören desselben und an den Sitzungen der Strafgerichte: Criminal- und correktionelles Gericht Theil zu nehmen. Bischoff schlug den letztern Weg ein und arbeitete während sechs Jahren auf dem Verhöramente. Er war in einer guten Schule unter dem originellen Fiskale Rud. Burckhardt; denn so wenig dieser der einen seiner Doppelaufgaben, derjenigen eines öffentlichen Anklägers, gewachsen war oder wenigstens gerecht wurde, bekundete er dagegen in denjenigen Fällen, welche ihn interessierten, oft ein meisterhaftes Talent als Verhörrichter. Bischoff wußte, wenn gleich die zwei harten Köpfe nicht ganz mit einander harmonierten, doch bald das Zutrauen seines Vorgesetzten zu erlangen, so daß dieser ihm selbstständiges Arbeiten gestattete. Daneben nahm er als Sekretär Antheil an den Arbeiten verschiedener mit gesetzgeberischen Aufgaben betrauten Commissionen, namentlich an denjenigen der Eisenbahn-Commission, welche die Verhandlungen bezüglich der Weiterführung der französischen Ostbahn in die Stadt zu führen hatte.

Im Jahre 1848 wurde er auf seine Bewerbung hin zum Chef des Landjägercorps ernannt. Die damit verbundene Thätigkeit lag nicht soweit ab von seinem Studium, als es den Anschein hat. Die Polizei wurde damals weit mehr durch die Voruntersuchungen von Verbrechen und Vergehen in Anspruch genommen als dieß dermalen der Fall ist; es sollten die-

selben bis zu dem Punkte geführt werden, wo mit einiger Sicherheit auf die Natur der strafbaren Handlung und auf die Thäterschaft ein Schluß zulässig schien, worauf dann die Ueberweisung der Sache an die Strafgerichte durch den Kleinen Rath, als der Oberaufsichtsbehörde über die Polizei, erfolgte. — Zudem war der Polizeidirektor alt und fast invalid, so daß Bischoff erwarten konnte binnen kurzem an dessen Stelle vorzurücken.

Zu den in gewöhnlichen Zeiten der Polizei obliegenden Aufgaben traten in Folge revolutionärer Bewegungen jenseits der deutschen Grenze außergewöhnliche hinzu, die deren Thätigkeit in hohem Grade in Anspruch nahmen. In buntem Wechsel lösten sich damals in unserer Stadt und in der Schweiz die Flüchtlinge beider Parteien ab. Kaum waren die letzten des Revolutionsheeres von 1848 aus der Schweiz entfernt worden, als der Ausbruch der Revolution von 1849 eine große Zahl von Beamten und viele Anhänger der großherzoglichen Regierung veranlaßte diesseits unserer Grenzen Schutz für Personen und Habe zu suchen; nach wenigen Wochen aber machten sie ihren Gegnern, den Revolutionären Platz, die nach den unglücklichen Gefechten am Ober-Rheine nach der Schweiz strömten. Der schweizerische Bundesrath hatte den Befehl erteilt keinen Flüchtling, welcher Partei er auch angehöre, innert eines bestimmten Grenzzavons zu dulden, sondern alle in das Innere der Schweiz zu verweisen. Gerade diese in allseitigem Interesse liegende Maßregel hatte ihm den Haß beider Parteien zugezogen, wie denn überhaupt die Schweiz für ihre Allen bewiesene Hilfsleistung, wie das Sprichwort sagt: des Teufels Dank geerntet hat. Bischoff war vom Bundesrathe zum Chef der eidgen. Polizei in Basel ernannt worden. Er hatte die Vollziehung seiner Befehle bezüglich der Internierung der Flüchtlinge zu überwachen, den Verkehr mit den deutschen Behörden zu vermitteln, und in

einzelnen Fällen über die Bewilligung von eingereichten Aufenthaltsgesuchen zu entscheiden.

Die Aufgabe, welche er zu erfüllen hatte, war keine leichte gewesen. Das Verhandeln theils mit bramarbasierenden Säbelfasslern, deren zweites Wort die Drohung des Niederbrennens von Dörfern war, theils mit ernstern Männern, die im Ingrimm über das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen leicht zu verzweifelter That sich konnten hinreißen lassen, erforderte kaltes Blut und Ruhe und anderseits galt es nach der Wiederherstellung geordneter Verhältnisse den angemessenen Verkehr mit den jenseitigen Amtsstellen wieder anzuknüpfen, was lange Zeit bei dem bestehenden Mißtrauen Mühe kostete. Daß Bischoff es verstanden hat, dieser Aufgabe nach allen Richtungen hin gerecht zu werden, beweist nicht bloß dessen spätere Verwendung durch den Bundesrath bei ähnlichen Vorfällen, z. B. seine Sendung nach Genf als eidg. Commissär mit Dubs 1855, sondern auch das freundnachbarliche Einvernehmen mit den badischen Behörden, welches allmählig sich einstellte.

Bischoff war inzwischen in die Stellung eines Polizeidirektors eingetreten und sollte nun die Vorschläge zur Reorganisation dieses Verwaltungszweiges vorlegen. Der Gang der langsam und mühselig sich hinschleppenden Berathungen und Verhandlungen wurde durch ein Ereigniß unterbrochen, das Bischoffs Thätigkeit in vollem Grade in Anspruch nahm, bei welchem er beweisen konnte, was er zu leisten im Falle war, und das auf seine ganze spätere Thätigkeit von bestimmendem Einfluß gewesen ist: das Auftreten den Cholera in unserer Stadt, im Sommer 1855.

Bereits 1854, als die Cholera unsern Grenzen sich näherte, war eine Commission bestellt worden mit dem Auftrage, die sanitarischen Zustände unserer Stadt einer eingehenden Prüfung

zu unterstellen und diese wiederum hatte die Herren Physikus DeWette, Dr. Heimlicher und Dr. Bischoff als sogenannten Cholera-Ausschuß mit den einläßlichern Detailarbeiten betraut. Als nun Ende Juli 1855 die Krankheit ihre ersten Opfer forderte, mußte deren bisherige, mehr vorbauende Thätigkeit zurücktreten und die ganze Kraft auf die Bekämpfung des Feindes verwendet werden. Und es geschah dieß auch Seitens dieser drei Männer sofort mit einer Umsicht, einer Hingabe und einer Energie, welche wohl nie genug wird anerkannt werden können. Man hatte damals so ziemlich allgemein das Gefühl, daß eigentlich sie das Regiment in unserer Stadt führten, wie in einer belagerten Festung alles sich den Anordnungen des Oberstkommandierenden fügen muß. Mit allen Hilfgesuchen, mit den verschiedensten Klagen, Anliegen, Beschwerden über vermeintliche oder wirklich bestehende sanitarische Uebelstände wandte man sich an diesen Cholera-Ausschuß und fand den Willen und die Kraft das Nothwendige durchzusetzen.

Die Entfaltung dieser Thätigkeit stand damals in grellerem Widerspruche gegen herrschende Anschauungen und Gebräuche, als dieß heutzutage der Fall sein würde. Die ganze Verwaltung trug damals noch vielfach den alten reichsstädtischen Charakter, bewegte sich in den alt hergebrachten Formen. Der Dualismus von Staats- und Stadtbehörde gab Anlaß zu beständigen nicht gerade im Interesse der Sache liegenden, bald offen, bald geheimer geführten Reibereien zwischen den verschiedenen Behörden. Die Polizei war der Spitzbuben und der Nachtlärmer wegen da, durfte aber den ruhigen Bürger so wenig als möglich in seinen Gewohnheiten behelligen. Eine große Zahl von Einrichtungen, von polizeilichen Vorschriften, mit denen wir theilweise aufgewachsen sind und die nun als etwas selbstverständliches behandelt werden, mußten erst im Drange der

Umstände durch den Cholera-Ausschuß angeregt oder durchgeführt werden. Man darf daher ohne Uebertreibung sagen, daß das Auftreten der Cholera 1855 einen ganz wichtigen Markstein in der Geschichte Basels bildet.

Für die Mitglieder des Cholera-Ausschusses galt es bei dieser Arbeit persönlich einzustehen und es gelang ihnen hiedurch, namentlich durch die öftern Besuche in den ärgsten Infektionsheerden, deren Bewohner allmählig im Klingenthal untergebracht wurden, im Wesentlichen die erregten Gemüther zu beruhigen, so daß Allgemein „Lieb und Leid mit der Stadt theilte“, wie der schöne alte Ausdruck lautet und der Bericht konstatieren konnte: „die Bürger- und Einwohnerschaft habe mit großer Ruhe und gutem Muthe dem, was kommen mochte entgegen gesehen.“

Von wem der entscheidende Impuls ausgegangen, das haben die Drei selbst nie besprochen; sie haben jeweilen einzuträchtig gehandelt und die viele Verantwortlichkeit ihrer Handlungen übernommen. Ein Freund Bischoffs hat damals diese Trias mit dem Blücherschen Generalstabe verglichen: das rasche, entschlossene Handeln Bischoffs, das richtige, kluge Benützen aller Verhältnisse, die Gneisenauische Besonnenheit, dem ruhigeren Heimlicher und das schneidige Durchführen des Beschlossenen DeWette beigegeben, und Ersterer hat sich dieß Bild, wenn auch nach seiner Art, etwas brummend gefallen lassen.

Das Ergebnis ihrer Untersuchungen und Erfahrungen legten sie in einem umfangreichen, vorzüglich geschriebenen Berichte an die Regierung nieder, welcher die Grundlage bildete, auf welcher dann alle Späteren bei ihren Arbeiten für die sanitarischen Verbesserungen sich haben stützen können. Man hatte bis dorthin in dem süßen Wahne gelebt, Basel, durch seine fast sprichwörtliche Reinlichkeit bekannt, dürfe den An-

spruch auf eine gesunde Stadt erheben, die sanitätspolizeilichen Verhältnisse lassen wenig zu wünschen übrig; an den mehrfachen Typhus-Epidemien waren nach der allgemeinen Anschauung immer noch die Durchmärsche der Allirten Schuld, während welchen diese Krankheit zuerst hier in starkem Grade soll aufgetreten sein. Und nun erschien plötzlich ein umfangreiches, offizielles Aktenstück, das in klarer, überzeugender Sprache den Bewohnern der Stadt ein überreiches Sündenregister vor Augen hielt, das nachwies, daß mancherorts Haufen von Unrath aufgethürmt zu finden seien, und daß bei genauem Nachsehen von der gerühmten baslerischen Keilichkeit schließlich nur das übliche Fegen an den Samstagen übrig bleibe.

Bischoff selbst wurde von der Cholera sehr nahe betroffen. Als eines der letzten Opfer derselben fiel sein Schwager, der verdiente Rektor Abraham Heusler, und es trat nun die schwere Pflicht an ihn heran, sich der hinterlassenen Kinder anzunehmen. Er ist derselben mit großer Treue und Aufopferung nachgekommen.

Auch die spätere Thätigkeit Bischoffs bis an sein Lebensende wurde durch diese Theilnahme an den Arbeiten des Cholera-Ausschusses wesentlich beeinflusst. Von diesem Zeitpunkte an gehörte er bis zu seinem Austritte aus dem öffentlichen Dienste ununterbrochen den Sanitätsbehörden an, theilweise den Vorsitz derselben führend. Während der Typhusepidemie 1864 bis 1866, welche unsere Stadt in so üblen Ruf bei den Mitteidgenossen gebracht hat, stand er dem Hilfsspitale vor. Im Sommer 1884, als die Cholera im Süden und im Westen der Schweiz stete Fortschritte machte, und deren Ausbruch auch bei uns zu befürchten war, stellte er sich ungeachtet seiner leidenden Gesundheit der Behörde zur Verfügung und leitete er in ihrem Auftrage die Austheilung von gesunder, kräftiger Nahrung an die bedürftigsten Klassen unserer Bevölkerung.

Die vielfachen Erfahrungen, die er bei dieser Thätigkeit zu sammeln Gelegenheit hatte, veranlaßten ihn im Jahre 1868 den Anzug (Motion) im Großen Rathe zu stellen, „der Kleine Rath solle mit der Prüfung der Frage beauftragt werden, ob nicht das obligatorische Anhalten einzelner Klassen unserer Bevölkerung zur Versicherung für Krankheitsfälle, sowohl im allgemein sanitarischen als in ihrem besondern Interesse liege, und ob es nicht durch Gesetz oder Verordnung eingeführt werden kann.“ Es vergingen leider volle fünf Jahre bis das mit der Vorberathung betraute Staatskollegium mit einem Gutachten vor den Kleinen Rath trat: ein Zeitraum, der wie die Folge lehrte, für die Verwirklichung dieser Idee eigentlich verhängnißvoll geworden ist.

Man darf wohl zugeben, daß die Sammlung des weit-schichtigen Materials viel Zeit in Anspruch genommen hat, daß der Krieg von 1870 hemmend auf diese Vorarbeiten einwirken mußte; es mag auch der Bericht der Experten nicht mit der gewünschten Beförderung eingelaufen sein: wir können uns doch des Eindruckes nicht erwehren, daß eben mit einer gewissen Angestrengtheit die Sammlung eines überreichen Materiales betrieben worden ist. Diese Fülle aber mußte den freien Blick erschweren. Bischoff ist nie ein sogenannter Akten-mensch gewesen, wenn er auch auf deren Sammlung großen Werth gelegt hat. Die freie Bewegung, der persönliche Verkehr, das Anregen, das war das Gebiet, auf welchem er sich Verdienste erworben hat. Zum Durchführen aber des von ihm Erstrebten, Angeregten, bedurfte er kundiger oder werkfördernder Beihilfe. Und diese hat ihm im gegebenen Falle gemangelt. Ich trete hiedurch dem hochverdienten Manne, Rathsherrn Adolf Christ nicht zu nahe, der mit ihm sich in diese Arbeit getheilt hatte: Christ war sonst vielfach in Anspruch genommen

und stand damals doch schon in vorgerückteren Jahren, so daß der Anstoß zur Ausführung zu schreiten, von ihm nicht konnte erwartet werden.

Sodann ist eines nicht außer Acht zu lassen. Es war zum ersten Male, daß eine das Gebiet der sogenannten sozialen Fragen berührende Aufgabe ist gestellt worden. Wenn bei deren Inhandnahme eine gewisse Mangelhaftigkeit, eine Unsicherheit zu Tage getreten ist, so wird billige Berücksichtigung dieß nicht auffällig finden. Der Anzug selbst aber gewinnt an Bedeutung, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß durch denselben die Anregung erfolgte, die Grenzen der staatlichen Aufgaben weiter, in ein bisher nicht beachtetes Gebiet vorzurücken und daß er das Ergebnis der reichen Erfahrungen eines Mannes auf dem Gebiete der Sanitätspolizei war, dem weder Popularitätshascherei, noch blindes Nachtreten in die Fußstapfen Anderer konnte nachgesagt werden. Zwar nahm das Gutachten, welches Bischoff und Christ über diese Frage gemeinschaftlich ausgearbeitet haben, keine oder nur eine sehr beschränkte Beihilfe des Staates sowohl an der Versicherung für Krankheitsfälle, als an der in demselben als nothwendige Folge bezeichneten Altersversicherung in Aussicht: für beide Versicherungen wollten sie den „Boden der Freiwilligkeit“ nicht verlassen. Aber das muß doch schon als ein Bruch mit bisherigen Anschauungen bezeichnet werden, daß dieselben dem Staate überhaupt die Aufgabe zugewiesen haben, diesen Fragen näher zu treten und organisatorische Vorschriften bezüglich derselben zu erlassen.

Bevor ich Bischoff's Stellung als Staatschreiber bespreche, möge nur noch folgendes aus seinem Leben eingereicht werden.

Im Jahre 1856 hatte der sogenannte Neuenburger Putsch und die drohende Haltung Preußens einen Conflict mit Deutschland befürchten lassen. Um Näheres über die Stimmung in Süd-

deutschland in Erfahrung zu bringen, und womöglich über den Umfang von allfälligen militärischen Rüstungen Erkundigungen einzuziehen, bereiste Bischoff mit seinem Freunde Hans Wieland Anfangs Dezember Baden und Württemberg unter dem Vorwande Verhandlungen wegen des Grenzverkehrs anzuknüpfen. Beide brachten beruhigende Berichte nach Hause. Bischoffs amtliche Thätigkeit in dieser Epoche beschränkte sich auf die Besprechung eines preußischen Generalstabsoffiziers, dessen Verhaftung im Dezember auf Anzeige des Karauer Bahnhofsvorstandes hier erfolgt war.

Das Benehmen desselben war dem dortigen Personale aufgefallen, so daß die hiesige Polizei auf dessen Ankunft telegraphisch aufmerksam gemacht wurde. Bischoff zog seinen erwähnten Freund zu dem Verhöre bei, nach dessen Schluß die vorgefundenen Karten, die sämtlich den Stempel der königl. preußischen Planckammer trugen, die aufgenommenen Skizzen versiegelt und bis Austrags der Sache in Verwahrung genommen wurden. Dann speisten die Drei fröhlich mit einander auf dem Bahnhofe zu Nacht, bis der Abendzug den preußischen Spion in seine Heimat entführte. Die ihm gewordene Behandlung behielt derselbe in so gutem Andenken, daß er einige Jahre später sich einem schweizerischen Offizier, der in offiziellem Auftrage Norddeutschland bereiste, ausnehmend gefällig erwieß.

Endlich muß noch kurz Bischoffs Thätigkeit während des Krieges von 1870 gedacht werden; denn es soll unvergessen bleiben, daß seiner Anregung das Gesuch der drei Städte Basel, Bern, Zürich an die deutsche Armeeführung zu danken ist, um die Bewilligung Greisen, Frauen und Kindern den Wegzug aus der durch die Belagerung hart bedrängten Stadt Straßburg zu gestatten.

Den Dank für einst in schweren Zeiten den Eidgenossen bewiesene Bundestreue sollten die drei Städte nun durch möglichste Linderung der in der einstigen Schwesterstadt herrschenden Noth abtatten, das war der schöne Gedanke, welcher Bischoff befeelte, und an dessen Verwirklichung er mit aller Energie ging. Es kann hier nicht der ganze Verlauf dieser Angelegenheit ausführlich besprochen werden; aber einige der Hauptmomente verdienen erwähnt zu werden. In der Schweiz fand Bischoffs Idee sofort freudige Zustimmung: die Städte Bern und Zürich sicherten ihre Theilnahme an den vorzunehmenden Schritten zu und bald konnte ein aus hervorragenden Männern, deren Namen guten Klang hatten, zusammengesetztes Hilfs-Comité gebildet werden. Auch der deutsche Gesandte in der Schweiz, General von Köder, leistete nach Kräften Beihilfe. Mit Empfehlungen seinerseits ausgerüstet, trat die aus den Herren Oberst v. Büren, Dr. Kömer und Bischoff zusammengesetzte Abordnung ihre Reise in das Hauptquartier des Generals von Werder nach Mundolsheim an. Aber hier wurden ihrem Ansinnen anfänglich viele Bedenken entgegengehalten. General Werder machte von seinem Standpunkte aus nicht ohne Grund geltend, daß, was den Belagerten nütze, den Belagerern hinderlich und schädlich sei. Doch durch diesen anfänglichen Widerspruch ließen sich die Abgeordneten nicht abschrecken, bald fanden sie an Werders Generalstabs-Chef, von Leczinsky, Unterstützung und namentlich beim Großherzoge von Baden, dessen Fürsprache wohl die schließlich ertheilte Erlaubniß, die belagerte Stadt betreten zu dürfen, zu verdanken war. Welchen Eindruck hier die Nachricht von der angebotenen Hilfe machte, hat ein Straßburger in ergreifender Weise geschildert. Als der Vorsitzende des Municipalraths die ihm gewordene Anzeige vor versammelter Behörde verlesen wollte, versagte ihm die Stimme und

nur mit Mühe konnte ein anderes Mitglied das ihm dargebrachte Schriftstück zu Ende lesen. — Schwerlich hat je ein Sieger einen schöneren Einzug in eine Stadt gehalten, als die schweizerische Abordnung in Straßburg am 10. September 1870. Bereits zwei Tage später konnten eine große Anzahl Frauen und Kinder nach der Schweiz entführt werden, wo sie theilnehmende und liebevolle Aufnahme fanden. Als die Uebergabe Straßburgs bevorstand, begab sich Bischoff nochmals dorthin, um die herrschenden Bedürfnisse kennen zu lernen und die Austheilung von Unterstützungen an die Nothleidendsten zu vermitteln.

Und in ähnlicher, wenn auch weniger hervortretender Weise hat er später nach den Kämpfen um Montbéliard für die Vertheilung von Lebensmitteln an die dortige fast ausgehungerte Bevölkerung zu sorgen verstanden.

Ohne Bischoffs warmfühlendem Herzen irgendwie zu nahe treten zu wollen, glaube ich doch sagen zu dürfen, daß er sich bei aller lebendiger Theilnahme an der Noth und an den Leiden Anderer, bei diesen Handlungen doch wesentlich durch politische, oder besser durch patriotische Motive hat leiten lassen. Staatsrückichten waren es vornehmlich, die ihm den Anzug betreffend die Versicherung für Krankheitsfälle haben stellen lassen, die Sorge für das allgemeine sanitarische Wohl veranlaßte ihn, die Austheilung gesunder Nahrung ins Werk zu setzen und das Interesse der Schweiz bedingte eine rege Theilnahme an den Bedrängnissen der benachbarten Bevölkerungen.

Einen wesentlich andern Charakter trug die gemeinnützige, auf die Linderung der Noth Anderer gerichtete Thätigkeit von Bürgermeister Burckhardt. Sie trug ein ausgesprochen individuelles Gepräge. Es ist der Einzelne, der mit seiner

Noth, seinem Glende bei ihm das lebhafteste Interesse, die herzlichste Theilnahme erregte, dessen er sich annahm, um ihn emporzuziehen, ihn zur Arbeit zu befähigen, der bürgerlichen Gesellschaft wieder zurückzuführen. Aber auch seiner Thätigkeit, deren wir unten einläßlicher gedenken müssen, lag außer der werththätigen Menschenliebe noch ein höheres Motiv zu Grunde: er sah dieß als eine ihm von Gott zugewiesene Pflicht an. Denn wenn von irgend Einem, so gilt von ihm das schöne Wort von Maxime du Camp: „Die Nadel seines Magnets wies unverrückt auf strengste Pflichterfüllung hin.“

Carl Felix Burckhardt wurde am 1. Januar 1824 geboren, als erster Sohn des damaligen Civilgerichtspräsidenten, nachmaligen Bürgermeisters Carl Felix Burckhardt, eines Mannes, dessen angestrebter, hingebender Thätigkeit für die Vaterstadt nur zu wenig gedacht wird.¹⁾ Die traurigen Parteikämpfe der dreißiger und vierziger Jahre haben nicht nur seinem Leben ein frühzeitiges Ende bereitet, sondern auch einen Schatten über seine Persönlichkeit geworfen und vergessen machen, was er einst angestrebt, angeregt und zum Leben gerufen hat. Möglich, daß seine eigene Handlungsweise nicht ganz ohne Schuld daran ist. Er war ein Mann, der äußerst streng gegen sich, streng in der Erfüllung der ihm obliegenden

¹⁾ Der Verstorbene hatte die Freundlichkeit gehabt, mir eine von Rathsherrn Andreas Heusler verfaßte, leider nur bis Anfangs der dreißiger Jahre reichende, Biographie seines Vaters zu überlassen, welcher ich nachfolgende Angaben entnehme. Ich habe nie eine anziehendere Lebensbeschreibung als diese gelesen, obwohl, oder vielleicht gerade weil Burckhardt vielfach nur als Staffage auf dem mit Heuslerischer Meisterhand gemalten Bilde der baslerischen Geschichte während jener Epoche erscheint. Es wäre überaus verdankenswerth, wenn dieses Manuscript in nicht allzuferner Zeit durch den Druck der Doffentlichkeit würde übergeben werden.

Pflichten, voll Arbeitskraft und Lust, im Bewußtsein, nur das Gute anzustreben, des Vaterlandes Wohl im Auge zu haben, der Fähigkeit entbehrt, den Anschauungen Andersdenkender gerecht zu werden.

Damals, in den zwanziger Jahren, stand er an der Spitze jener Männer, welche sowohl in geistiger als in politischer Beziehung und auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und des Verkehrslebens einen Fortschritt anzubahnen sich bemühten, denen die Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen so Vieles zu verdanken hat, welche aber mühsam haben ankämpfen müssen gegen alte Gewohnheiten, gegen die Anschauungen der Bürgerschaft und gegen die Regierung, deren Haupt der süßen Gewohnheit des Regierens nicht gerne entsagte und das Gebahren der jüngern Generation mit Mißtrauen betrachtete.¹⁾ Die Bemühungen Burckhardts und seiner Freunde, in ruhiger Fortentwicklung das Gemeinwesen den Anforderungen der Neuzeit entsprechend umzugestalten, scheiterten an den Klippen der ausgebrochenen Revolution und durch die brausenden Wogen wurden sie auf das entgegengesetzte Ufer geworfen. Bei ihren streng rechtlichen Anschauungen mußte ihnen das revolutionäre Vorwärtsdrängen, das unterschiedslos Gutes, noch Entwicklungsfähiges mit Abgestandenem niederriß, theils gewissen Principien zu Liebe, vielfach aber aus Lust am Niederreißen, ein widerwärtiges Schauspiel bieten und die Zukunft in düsterem Lichte erscheinen lassen. Und auch das mußte lähmend und nieder-

¹⁾ Rathsherr Heußler erzählte einst: Bürgermeister Wieland habe sich mehrfach bitter über die ihm von den jungen Leuten, den Jugendbündlern wie man sie nannte, bereitete Opposition beklagt, aber lächelnd bei einem solchen Gespräche beigefügt: „So ganz Unrecht geschieht mir eigentlich nicht, ich hab es vor fünfzig Jahren dem Bürgermeister DeBary gerade auch so gemacht.“

schlagend auf sie einwirken, daß gar manche der Verbesserungspläne, die in ihren „Mittheilungen zur Förderung des Gemeinwohles“ waren besprochen worden, nun Jahre lang mußten zurückgestellt werden, da deren Ausführung ruhigere Zeiten erforderte, als die damaligen, wo die Erhaltung dessen, was werth und wichtig schien, die ganze Kraft in Anspruch nahm. So war ihnen in vielen Fällen nicht einmal die Möglichkeit beschieden zu der Zeit, wo das Steuerruder in ihren Händen lag, wieder anzuknüpfen an das, was sie ein Jahrzehnt vorher angestrebt hatten.

Diese Eindrücke des Vaterhauses sind schwerlich ohne Einfluß geblieben auf Burckhardts Denkungsweise, namentlich, da er das Unglück hatte, frühzeitig seine Mutter zu verlieren, und nun dem Vater bei dessen vielfachen Amtspflichten auch noch oblag, die Erziehung und Entwicklung des Knaben zu leiten und zu überwachen. Dankbar hat es der Verstorbene auch anerkannt, mit welcher Liebe und Sorgfalt derselbe auch noch dieser Pflicht obgelegen ist; aber es entbehrte doch der Knabe der wohlthuenden, wärmenden Mutterliebe, und ohne Zweifel hätte die schöne, heitere und lebensfrohe Frau das richtige Gegengewicht gegen des Vaters ernsten Sinn in die Waagschale gelegt.

Während seiner Studienzeit in Basel gehörte auch er dem Zosingervereine an, dem er bis an sein Lebensende ein dankbares Andenken bewahrte. Zu seiner weitem Ausbildung besuchte er die Universitäten von Heidelberg und Göttingen, hielt sich dann längere Zeit in Paris auf, gerade zur Zeit als mannigfache Erscheinungen den herannahenden Sturm der Februar-Revolution verkündigten. Ende der vierziger Jahre kehrte er, reich an Kenntnissen und Beobachtungen, in die Vaterstadt zurück, um in ihrem Dienste die geistigen Errungen-

schaften zu verwerthen. Sofort auch nahm sie ihn in mannigfacher Weise in Anspruch. Vorerst war es vorzugsweise die richterliche Thätigkeit, welche ihn anzog. Fast alle damals bestehenden Gerichte: das Gescheids-Gericht der mehreren Stadt, das Polizei-, Ehe-, Waisen- und Civilgericht haben ihn in ihrer Mitte gesehen.

Angeregt durch seinen Lehrer Professor Schnell, dessen Persönlichkeit auf alle, die ihm nahe zu treten das Glück hatten, einen überaus fesselnden Eindruck machte, beschäftigte er sich eingehend mit rechtshistorischen Studien und betheiligte sich an der Herausgabe der Rechtsquellen von Basel. Vom Jahr 1855 an bis zu seinem Eintritt in die Regierung bekleidete er die Stelle eines Präsidenten des Ehegerichts. Das Verfahren vor demselben, welches damals zum Schutze der Sittenpolizei noch vielfache strafrichterliche Competenzen neben der civilrichterlichen ausübte, war kein nach strengen prozessualischen Formen geregeltes; der freien Thätigkeit des Präsidenten war ein weiter Spielraum geöffnet. Er gewann dadurch einen genauen Einblick in die Verhältnisse der Parteien; denn bei dem beständigen persönlichen Verkehre mit denselben konnte sich Burckhardt's angeborenes Talent, die mit ihm Verkehrenden auf freundliche, gewinnende Weise zu behandeln, ohne der Würde des Richters im geringsten etwas vergeben, im vollen Grade entfalten. So lieb ihm auch diese Stellung sein mochte, denn um ihr nicht zu entsagen, hat er 1861 eine Wahl in den Kleinen Rath abgelehnt, so konnte bei ihr seine ganze Persönlichkeit doch nicht zu der ihr gebührenden Geltung gelangen. Bei allen seinen reichen juristischen Kenntnissen, seinem durch Studien und Erfahrungen gereiften Scharfsinne, entsprach das Verwaltungsfach doch weit mehr seiner Eigenart, als die richterliche Thätigkeit.

Es zeigte sich dies schon wie er seine Aufgabe als Meister der Gartnerzunft auffaßte, in welcher er die Vormundschaftsangelegenheiten seiner Zunftangehörigen zu überwachen und zu besorgen hatte. Durch sein einsichtsvolles Eingehen auf die verschiedenen Anliegen der Bevormundeten, wie der Vormünder, durch sein freundliches, wohlwollendes Entgegenkommen erwarb er sich rasch die unbedingte Zuneigung der Zunftgenossen. Wenn ein Vormund in irgend einem Falle, bei einer verwickelten Abrechnung oder sonst sich nicht zu helfen wußte, so brauchte er sich nur an Burckhardt zu wenden; dieser nahm die ganze Sache an die Hand, meist so, daß schließlich dem Vogte keine weitere Mühe mehr oblag, als die von dem Zunftmeister fertiggestellte Rechnung zu unterschreiben. Die Stellung, welche er in solcher Weise in seiner Zunft einnahm, hat mich oft und viel an diejenige jener berühmten römischen Juristen erinnert, die auch es sich zur Ehre gerechnet haben, mit ihren Rechtskenntnissen weniger geschäftsgewandten Mitbürgern zu dienen. Und es wurde ihm auch der gleiche Dank für diese Mühe zu Theil, den jene gesucht hatten: die Achtung und die Zuneigung der Mitbürger.

Der entschiedene Widerstand, welchen Burckhardt später dem Gesetze über das Vormundschaftswesen entgegengestellt hat, wobei er es an herben Worten nicht hat fehlen lassen, ist mir vollständig erklärlich gewesen: er wollte auf die ihm lieb gewordene Thätigkeit nicht verzichten. Er übersah aber hiebei, daß von den übrigen Zunftvorstehern die wenigsten im Stande waren, auch beim besten Willen nicht, ähnliches zu leisten, weil während des Tages die eigenen Berufsgeschäfte ihre Zeit und Kräfte in Anspruch nahmen.

Ich habe hier bereits weiter, bis in spätere Jahre, hinübergegriffen und so wird hier wohl am besten seiner oben er-

wähnten Thätigkeit auf dem Gebiete der Gemeinnützigkeit gedacht. Nur gedacht kann ihrer werden; denn den ganzen, weiten Umkreis derselben bezeichnen zu wollen, das wäre ein Kühnes Unterfangen. Wo war er nicht dabei? Wo stand nicht sein Name in erster Reihe, sei es bei der Unterstützung oder Förderung irgend eines gemeinnützigen Unternehmens, sei es, wenn es galt, einem Einzelnen beizuspringen? Auch wenn ich bloß seine Betheiligung an den Arbeiten der verschiedenen Vereine und Gesellschaften ins Auge fasse, über deren Wirksamkeit öffentliche Rechnung abgelegt wird, so überschritt dieselbe doch weit das Maß dessen, was in dieser Beziehung durchschnittlich von einem Basler verlangt und erwartet wird. Von den verschiedensten Seiten wurde seine Beihilfe, sein Rath in Anspruch genommen, und je mehr er mit diesen Arbeiten sich beschäftigte, um so eifriger war er bemüht, deren Umfang zu erweitern.

Vom Jahre 1857 an bis zu seinem Eintritt in die Regierung 1862 war er Mitglied des Pflegamtes des hiesigen Bürgerospitals. Die Gemeinnützige Gesellschaft hatte seine Dienste bereits früher in Anspruch genommen: drei Jahre lang von 1852—1855 als Schreiber, dann 1858 als Vorsteher; der bestehenden Uebung gemäß blieb er während längerer Zeit, noch als Bürgermeister, Mitglied des Vorstandes. Seine Hauptthätigkeit auf diesem Gebiet — bekanntlich sind es einzelne Commissionen, in welchen das eigentliche Leben dieser Gesellschaft pulsiert — konnte er aber erst entfalten, nachdem er die öffentlichen Stellen niedergelegt hatte. Von diesem Zeitpunkte an widmete er seine ganze Muße ausschließlich den gemeinnützigen Bestrebungen. Und zwar richtete er sein Hauptaugenmerk auf jene, welche der Erziehung der Jugend gewidmet sind, welche dahin zielen, sie nicht nur intellektuell, son-

bern auch moralisch für das Leben zu stärken, und diesem Dienste stellte er sich nun ganz zur Verfügung. So sehen wir den so frühzeitig in den sogenannten Ruhestand versetzten Staatsmann seine Erfahrungen verwenden für die Unglücklichsten der Elenden, als Präsident der Commission zur Versorgung verwahrloster Kinder. Wenn ich in manchen Punkten mich mit Burckhardt im Widerspruch wußte, oft Mühe hatte, seiner Handlungsweise gerecht zu werden, — hier erschien er mir als das Ideal eines republikanischen Staatsmannes. Abberufen von der politischen Schaubühne — hinunterzusteigen zu den Armen und Verlassenen einer großen Fabrikstadt, diese aufzusuchen, für deren Wohl väterlich besorgt zu sein, und dieß Alles ohne Gepränge, das zeugt von einer Selbstverleugnung, die Andern schwere innere Kämpfe würde gekostet haben. Daneben betheiligte er sich bei der Gründung der Frauenarbeitschule und übernahm das Präsidium ihrer Commission. Außerdem war er ein sehr thätiges Mitglied der Commission der Taubstummen-Anstalt, wirkte er mit bei der Leitung der Armen-erziehungsanstalt in Beuggen, bei der Verwaltung des Alumnens für Theologiestudirende an der hiesigen Hochschule.

Im Jahre 1862 wurde er zum Mitgliede des Vorstandes der freiwilligen akademischen Gesellschaft bezeichnet und 1875 übernahm er deren Leitung als Vorsteher. Niemand war mehr berufen als er deren Geschichte während der letzten fünfzig Jahre zu schreiben; ist doch deren Gründung vornehmlich jenem Freundeskreise zu verdanken, welcher vor sechszig Jahren sich um seinen Vater vereinigt hatte.

Wenn wir diese umfassende Wirksamkeit Burckhardts auf dem Gebiete freiwilliger Thätigkeit ins Auge fassen, so wird es erklärlich erscheinen, daß er als entschiedener Gegner des sog. Staatssocialismus zu verschiedenen Malen sich zu erkennen ge-

geben hat und daß er die Sorge für das materielle Wohl der Mitbürger vornämlich der freien Thätigkeit wollte übertragen wissen. Und hierbei haben ihn keine anderen Motive geleitet, als die Ueberzeugung, daß wenn der Einzelne die Erfüllung von Pflichten, welche ihm nach Burckhardt's Anschauung obliegen, auf die Gesamtheit abladen könne, dieß eine Schwächung des republikanischen Geistes zur Folge haben müßte. Er hat es mehrfach ausgesprochen, er könne sich den Einzelnen nicht als ein in der Gesamtheit erscheinendes Atom denken, nur dann werde ein Gemeinwesen gedeihen können, wenn Jeder an der gemeinsamen Arbeit innerhalb der Grenzen seines Könnens und Vermögens selbst thätig sich betheilige. Wir sind, mitten in dem Kampfe der verschiedenen Anschauungen stehend, nicht berufen, ein Urtheil über die Richtigkeit der Einen oder der Andern zu fällen; aber das wird müssen zugestanden werden, daß Burckhardt's Anschauung von einer wahrhaft idealen Auffassung des Staatslebens zeugt.

Ich habe vielleicht etwas zu lange mich bei dieser Thätigkeit Burckhardt's verweilt; zur Entschuldigug glaube ich aber anführen zur dürfen, daß ohne allen Zweifel sie ihm die liebste gewesen ist, und daß seine vorzüglichen persönlichen Eigenschaften bei derselben am deutlichsten hervorgetreten sind.

Nach dem im Jahre 1862 erfolgten Tod von Bürgermeister Felix Sarasin wurde er an die Spitze unseres Gemeinwesens gestellt. Sarasin war mir immer als der ausgesprochene Typus eines Staatsmannes der alten Schule erschienen; etwas zurückhaltend, gemessen in seinem Auftreten, voll Wohlwollen und umfassender Geschäftskenntniß, mit seinem Gefühle für Kunst und Wissenschaft ausgestattet; er hatte, das sei ihm unvergessen, während der schwierigen Periode des Sonderbundes und der Revision der Bundesverfassung auf der Tagsatz-

ung in Verbindung mit seinen Kollegen, Fürstenberger und Prof. Rudolf Merian, Basel in sehr würdiger Weise vertreten, was von beiden Parteien jeweilen vollständig anerkannt worden ist. Als es galt, die erledigte Stelle zu besetzen, traten zwei Männer in den Vordergrund: Burckhardt und Dr. J. J. Bischer. Nach der entschiedenen Erklärung des letzteren, eine allfällige Wahl nicht anzunehmen, wurde Burckhardt in der Sitzung des Großen Rathes vom 3. Februar 1862, welche er als Präsident zu leiten hatte, fast einstimmig zum Bürgermeister ernannt. Er verließ den Präsidentenstuhl und leistete sofort den vorgeschriebenen Eid.

Bischoff war 1860 in Folge des Rücktrittes von Dr. Felber an die Stelle eines Staatschreibers erwählt worden und so trafen die zwei befreundeten Männer im Rathssaale zusammen, wo sie während einer Reihe von Jahren vereint zu wirken berufen waren.

Durch die Verfassungsänderung von 1858 war trotz vereinzelten Anläufen an der Organisation der Regierung nichts geändert worden: sie blieb aus 13 Rathsherren und 2 den Vorsitz im Rathe abwechselungsweise führenden Bürgermeistern zusammengesetzt. Jene Revision war auch weniger behufs Beseitigung des bisherigen Regierungssystemes angebahnt worden, als um endlich den Dualismus zwischen Staat und Stadt zu beseitigen, gegen welchen bereits 1833, dann wieder 1846 war angekämpft worden, dessen Nachtheile aber in den letzten Jahren sich allzu fühlbar gemacht hatten. Für die verschiedenen Verwaltungszweige waren Commissionen aufgestellt, sogenannte Collegien, durchschnittlich aus 6—9 Mitgliedern aus der Bürgerschaft zusammengesetzt, unter dem Voritze eines oder zweier Rathsmitglieder. Für gewisse spezielle Aufgaben bestanden noch sogenannte, den Collegien untergeordnete Commissionen,

wie z. B. die Zeughauscommission und andere. Die Aufsicht über die Polizei war dem Amtsbürgermeister und dem durch denselben präsidirten sogenannten Staatscollegium, in welchem der Staatschreiber beratende Stimme hatte, übertragen. Diesem Collegium war früher die Leitung der politischen Beziehungen, der Verkehr mit dem Vororte und den Mitständen, die Ausarbeitung der Instruktionen für die Tagsatzungsgesandten zugetheilt gewesen; nun hatte es theils durch die Bundesverfassung von 1848, durch welche ihm manche seiner Attribute waren entzogen worden, theils auch durch den Umstand viel an Bedeutung verloren, daß die Geschäfte der anderen Verwaltungszweige an Umfang außerordentlich zugenommen hatten und einzelne Collegien nun gegen früher eine ganz andere Stellung einnahmen. ¹⁾

Das einheitliche Zusammenwirken der verschiedenen Verwaltungsorgane sollte durch die dem Bürgermeister eingeräumte Stellung gewahrt werden und dieser Aufgabe ist Burckhardt in vollem Umfange nachgekommen. Da sein Amtsgenosse Stehlin

¹⁾ Und dennoch ist es wohl eine der interessantesten Erscheinungen unserer Geschichte, daß Basel verhältnißmäßig weit mehr als irgend ein anderer Kanton für den Ausbau der Bundes-Verfassung von 1848 geleistet hat. Zu keinen Zeiten, jedenfalls seit den Tagen von Rudolf Wettstein und Hans Balth. Burckhardt nicht mehr, hat Basel in eidgen. Angelegenheiten einen so großen Einfluß ausgeübt, als Ende der vierziger und Anfangs der fünfziger Jahre; Dank den Arbeiten einer ganzen Reihe hervorragender Bürger unserer Stadt: Benedikt LaRoche für das Post-, Speiser für das Münzwesen, der geistreiche, joviale Ach. Bischoff für die Zoll-, Geigy für die Eisenbahn-Angelegenheiten, Hans Wieland in der Ausbildung der Armee. Kam es wohl daher, daß in vielen Kantonen tüchtige Kräfte im fruchtlosen Parteien-Zanke sich aufgerieben haben, während die Basler, damals von solchen verschont, Auge und Geist sich haben frisch bewahren können?

längere Zeit in Folge von Krankheit, dann wegen seiner eidgenössischen Thätigkeit öfter abwesend sein mußte, ist er etwas mehr in den Vordergrund gestellt worden, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre.

Während der den Vorsitz führende Amtsbürgermeister die Leitung der Geschäfte zu besorgen hatte, kam dem zweiten Bürgermeister eine nicht minder wichtige Aufgabe im Schooße des Rathes zu. Er hatte bei den Berathungen desselben das erste Votum und es gestaltete sich dieß in der Weise, daß er gegenüber dem die Anträge eines Collegiums vertretenden Vorsteher desselben die Stellung eines Correferenten einnahm. Da er keinem Fachcollegium angehörte, konnte er um so unbefangener deren Vorlagen besprechen und einseitigem, den allgemeinen Gang der Geschäfte benachtheiligendem Vordrängen entgegenarbeiten. Burckhardt hat diese Aufgabe stets sehr ernst aufgefaßt. Man hatte den Eindruck, daß er durch gründliches Altkenntniß in den Stand gesetzt war, den Stoff vollständig zu beherrschen und daß er sich bemühte, denselben nach allen Richtungen hin zu beleuchten. Dabei mußte man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wenn ihn keine allgemeinen Bedenken zur Bekämpfung der Vorlage veranlaßten, er durch persönliche Anschauungen sich nicht leicht zu solchem Vorgehen hat verleiten lassen.

Diese den beiden Bürgermeistern eingeräumte Stellung brachte es mit sich, daß trotz der Vieltheiligkeit, trotzdem die Verwaltung sich in so viele Zweige erweiterte, dieselbe im Ganzen und Großen nach außen als eine einheitliche sich darstellte. Und es trat dieß gerade da zu Tage, wenn über irgend einen Vorfall, über die Handlungsweise eines wenn auch untergeordneten Beamten wollte Beschwerde geführt werden. Da wurde regelmäßig die Regierung als solche angegriffen

und es war der Amtsbürgermeister, welcher Rede und Antwort zu stehen hatte. Burckhardt war hiezu jederzeit bereit; er hat es mehrfach beklagt, daß der Regierung nicht öfter Gelegenheit gegeben werde, im Schooße des Großen Rathes sich über die von ihr befolgten Grundsätze auszusprechen. Er selbst war stets über alle, selbst minder wichtige, Vorfälle genau unterrichtet, wußte über den Stand der Angelegenheiten und auf gestellte Anfragen jederzeit genauen und gründlichen Bescheid zu ertheilen.

Auch die Stellung des Staatschreibers hatte durch die veränderten politischen Verhältnisse eine Abschwächung erlitten, wenn gleich derselbe als Vorsteher der Kanzlei, durch welche alle einzelnen Geschäfte liefen, und als Protokollführer des Kl. Rathes nicht unbedeutenden Einfluß hatte. Aber früher war ihm als Mitgliede des Staatscollegiums die Abfassung der auf die politischen Angelegenheiten bezüglichen Akten übertragen gewesen und war er bei dem, in einer aus 15 Mitgliedern zusammengesetzten Behörde immer eintretenden, öfteren Personenwechsel gleichsam als Träger der Verwaltungstradition betrachtet worden. Der Vorgänger von Bischoff, Dr. Felber, hatte als solcher in der Behörde einen großen Einfluß ausgeübt, namentlich auch durch seine genaue Kenntniß aller einzelnen Details. Bischoff war nun von anderem Schlage. Der alte Rechtsatz: ‚Praetor non curat minima‘ konnte zuweilen auch auf ihn angewendet werden. Wenn aber eine ernste Frage auftauchte, da verstand er Meisterhaftes zu leisten.

Der Zufall fügte es, daß sofort nach dem Amtsantritte Burckhardts eine solche Frage die Gemüther bewegte und das Zusammenarbeiten dieser beiden Männer auf einem Gebiete erforderte, welches ihr Interesse von jeher in Anspruch genommen hatte: die Verhältnisse der hiesigen Hochschule.

Die Veranlassung bot ein im April 1862 im Großen Rathe gestellter Anzug: „es möge die Regierung prüfen, ob und in wiefern die neu zu gründende eidgenössische Hochschule für Basel zu gewinnen sei und keine Schritte versäumen, die in dieser Angelegenheit dem gewünschten Resultate näher führen können.“

Es scheint, daß man in gewissen Kreisen in Bern damals die Gründung der eidgenössischen Hochschule und die Verlegung ihres Sitzes nach Zürich zu besprechen begonnen hatte; es wurde von einer Annäherung von Alfred Escher an Stämpfli gemunkelt, die Unterstützung der nothleidenden Bern-Luzern-Bahn durch die Nordostbahn sollte der Preis sein, um welchen Bern den Rang an Zürich abtrete. Wie weit solche Verhandlungen gediehen, das war nicht zu ermitteln, aber der Anzugsteller, Oberst Hans Wieland hatte die volle Ueberzeugung, daß möglicher Weise Basel durch ein fait accompli überrascht werden könnte. Er beschloß allfällig angesponnene Intriguen frischweg zu durchschneiden und brachte die Frage im Einverständniß mit Bischoff und andern Freunden im Schooße des Großen Rathes zur Sprache. Seine zündende Beredtsamkeit riß die Behörde hin. Die hervorragendsten Redner, Röchlin-Geigy, Staehelin-Brunner, Sarasin u. a. sprachen sich einmüthig in seinem Sinne aus und selbst anfänglich widerstrebende Mitglieder wie Professor Schönbein mußten der Bewegung sich anschließen.

Diese Diskussion hatte die eigenthümliche Folge, daß plötzlich gänzliche Stille über diese Angelegenheit herrschte; nur der schlecht verhehlte Ingrimme einzelner von Escher inspirirter Schriften bewies, wie nahe ihm diese Wendung ging. In ihrem 1863 eingereichten, von Bischoff ausgearbeiteten Berichte, dessen warme Sprache tiefen Eindruck machte, betonte die Regierung: „daß

es sich in dieser Sache um unsere und des künftigen Basels höchste Interessen handle;“ — sie machte geltend, „daß es für die Schweiz selbst nicht wohlgethan wäre, in dieser eidgenössischen Hochschulfrage Basel im Stiche zu lassen.“ Mit gerechtem Stolze hebt sie hervor, „daß keine höheren Anstalten und keine Sammlungen für Kunst und Wissenschaft diejenige stets opferwillige Unterstützung aus allen Theilen der Bürgerschaft finden, deren wir uns in Basel erfreuen.“ Ihrer Ansicht nach hatte Basel keine Veranlassung die Errichtung einer eidgenössischen Hochschule zu beantragen, dagegen erbat sie sich vom Großen Rathe die Ermächtigung, dem Bundesrath zur Kenntniß zu bringen, daß Basel für den Fall der Errichtung einer eidgenössischen Hochschule mit allem Nachdrucke als Bewerberin aufträte. Zugleich veranlaßte sie den Großen Rath ihr den Auftrag zu ertheilen, Bericht und Anträge über die Kräftigung und Hebung der höheren Lehranstalten zu bringen; denn der Bericht war in geschickter Weise benützt worden, um auf mehrfache im Verlaufe der Zeit fühlbar gewordene Mängel und Lücken derselben hinzuweisen. Der praktische Erfolg jener Diskussion war nun der, daß im Jahre 1865 der Entwurf eines Universitätsgesetzes konnte vorgelegt werden, durch welches unsere Hochschule einen Aufschwung genommen hat, der wohl die kühnsten Hoffnungen übertroffen hat. Es haben Burckhardt und Bischoff, was so selten denjenigen zu Theil wird, die an der Spitze von Gemeinwesen stehen, in gemeinsamer Arbeit an der Verwirklichung von Jugendidealen arbeiten können, in Basel wissenschaftlichem Leben eine sichere Stätte zu bieten.

Eine andere, eher das materielle Wohl der Stadt berührende Frage war der Verwaltungsperiode von 1858—1874 aus der Nothwendigkeit der Stadterweiterung erwachsen. Hierüber einige Worte.

Es hat lange Zeit gebraucht, bis man sich in Basel von der Idee der umschlossenen, der durch Mauern und Thore geschützten Stadt hat trennen können.¹⁾ Anfangs der fünfziger Jahre waren auf dem heute vom Centralbahnhofe eingenommenen Platze eine Anzahl Häuser erstellt worden; der Volkswitz hatte diese Ansiedelung dem Erbauer zu Ehren „Neu-Tuttlingen“ getauft. Neue Bauten standen in Aussicht. Der im Großen Rathe gestellte Antrag aber, dieses neue Quartier durch eine Straße sammt Thor mit der Stadt zu verbinden, fand bei dem Rathe keinen Anklang. Der Kleine Rath hatte mit Recht geltend gemacht, daß vorerst die Frage über die definitive Lage des Bahnhofes entschieden werden müsse, und beigefügt, bei dieser Frage seien nicht bloß die Kosten der Erstellung der Straße, sondern auch diejenigen der Bewachung des Thores in Berücksichtigung zu ziehen. Inzwischen war die badische Eisenbahn bis Basel fortgeführt worden. Die nothwendig gewordene Verbindung mit dem badischen Bahnhofe führte zur Niederreißung des Klara-Bollwerkes und zur Erstellung der Klarastraße. Der Kleine Rath beantragte im April 1856, daß anschließend an die Ringmauern dort ein Thor erstellt werde, „denn unsere Lage an den äußersten Grenzen zweier fremden Staaten läßt es noch ferner wünschbar erachten, daß unsere Stadt geschlossen, d. h. nicht als offener Platz bei Tag und Nacht Jedem und unbemerktbar zugänglich sei.“ Dieser Rathschlag wurde zwar im Mai 1856 an die Regierung zurückgewiesen, aber mehr aus ökonomischen, als aus principiellen Rücksichten; denn sie wurde beauftragt,

¹⁾ Im Jahre 1853 noch hatte ich, als zeitweiliger Secretär des Militärcollegiums ein Gutachten auszuarbeiten über die Frage, ob nicht der Erweiterung einer Scheune der Schaub'schen Liegenschaft vor dem Steinenthore militärische Bedenken entgegenstehen.

„einen weniger kostspieligen Antrag — es waren etwa 40 bis 50,000 Franken in Aussicht genommen worden — über den Abschluß der Stadt vorzulegen.“ Der Kleine Rath kam diesem Auftrage durch Vorlage eines neuen Projektes im März 1857 nach. Aber inzwischen hatte die Neuzeit doch allzugewaltig auf die Anschauungen eingewirkt, als daß auch dieser reducierte Plan die Genehmigung der obersten Behörde hätte erlangen können. Immerhin hatte derselbe 43 Stimmen auf sich vereinigt und nur durch Stichtentscheid des Präsidiums wurde auf den Gegenantrag eingetreten, auch diesen Plan zurückzuweisen und den Kleinen Rath zu beauftragen, „zu prüfen, ob nicht bei den veränderten Verhältnissen in der Art des Abschlusses unserer Stadt Veränderungen stattfinden sollten.“

Bevor die Regierung über diesen Auftrag Bericht vorlegen konnte, war im Dezember 1857 der von Stadtrath Leonhard Finninger im Großen Rathe gestellte Anzug, den Kleinen Rath mit der Berichterstattung darüber zu beauftragen, „ob es nicht den gegenwärtigen Verhältnissen angemessen sei, einen Theil der Stadtgräben auszufüllen und das dadurch gewonnene Land zu Straßen, öffentlichen Plätzen und Verbindungswegen zu benützen“, ihr zur Prüfung überwiesen worden.¹⁾ Nach der Verfassungs-Revision von 1858 hatte Bürgermeister Stehlin diese Angelegenheit mit großer Energie an die Hand genommen, und war der Ingenieur Hartmann von St. Gallen mit der Ausarbeitung der Pläne beauftragt worden, so daß schon im Sommer 1859 ein umfassender Plan über die Erweiterung der Stadt sammt bezüglichen Gesetzesvorschlägen dem Großen

¹⁾ Bei diesem Beschlusse hatte Deputat LaRoche, der stets verneinende, die Arme gen Himmel erhoben und ausgerufen: „Herr, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.“ Den Zuspruch des Präsidiums nahm er mit widerspruchsvoller Geberde entgegen, seine langen, weißen Locken schüttelnd.

Rathe konnte vorgelegt werden. Zu gleicher Zeit hatte auch eine Personalveränderung in der Leitung des Bauwesens stattgefunden; an der Stelle von Rathsherr Minder hatte Carl Sarasin dieselbe übernommen. Dieser, die Ausführung dieses Planes sich zur Aufgabe stellend, war mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit an dieselbe geschritten. Allmählig sanken die Ringmauern, die Schanzen und Bollwerke, es erhoben sich auf den aufgeschütteten Gräben grünende Anlagen, und verbanden Allen die Straßen der innern Stadt mit den Außenquartieren. Es war Sarasin vergönnt, die Ausführung des ganzen Planes, auch die Beseitigung der anfänglich von der Schleifung ausgenommenen Schanzen bei der St. Johannsvorstadt vor dem Großen Rathe zu vertreten. — Doch hat es lange Zeit gebraucht, bis man allgemein seiner rastlosen Thätigkeit gerecht geworden ist. Der frondierende Zug des Basler-Charakters trat bei diesem Anlasse recht grell hervor. Den Einen ging's zu rasch: „Behüt uns Gott in treuem Sinn vor Stehlin und vor Sarasin,“ rief ein Redner im Großen Rath aus; den Andern ging's nicht rasch genug vorwärts; Dritte wiederum ärgerten sich, anstatt der neuen, schönen die Stadt umkränzenden Anlagen sich zu erfreuen, daß keine Bäume an ihre Straßen gepflanzt wurden, und Viele tadelten, weil sie fürchteten, für beschränkt zu gelten, wenn sie in den Tadel nicht einstimmen würden. — Wenn einzelne Uebelstände in der innern Stadt nicht sofort die gewünschte Berücksichtigung gefunden haben, so ist dieß auf Rechnung der Zeitverhältnisse zu schreiben. Der amerikanische Bürgerkrieg lähmte die Thätigkeit unserer Industrie, die Staatseinkünfte litten darunter, ein allgemein hoher Stand des Zinsfußes erschwerte die Contrahierung von Anleihen; da konnte nicht daran gedacht werden, alles zu gleicher Zeit zu unternehmen, man mußte auf das

Nothwendigste sich beschränken. Sarasin nahm oder schien wenigstens diese mit seinem Amte verbundenen Widerwärtigkeiten mit philosophischem Gleichmuth hinzunehmen. Burckhardt aber, der sich bewußt war, daß nur die Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt die Befriedigung der verschiedensten Wünsche verhinderte, empfand diesen oft in gehässiger Sprache laut werdenden Widerspruch sehr stark und gab dieser Empfindung gegebenen Falls Ausdruck durch entschiedenen Tadel über ungestümes Begehren.

Ich darf nicht wagen, in ähnlicher Ausführlichkeit sonstige Ereignisse jener Zeit zu besprechen. Nur eines Vorfalles muß ich noch Erwähnung thun. Im Jahre 1868 wurde in einer Fabrike durch die Mehrzahl der Arbeiter wegen eines unbedeutenden Vorfalles die Arbeit eingestellt und Veranstaltung getroffen auch die andern abzuhalten, zur Arbeit zurückzukehren, Die Bewegung hatte rasch eine bedenkliche Ausdehnung genommen. Die angestregten Bemühungen einer Anzahl Männer von verschiedener politischer Richtung, eine Vermittlung zwischen Arbeitern und Fabrikherrn herbeizuführen, waren trotz den nicht unbedeutenden Concessionen der letztern gescheitert: die Bewegung war schließlich den anfänglichen Führern der Arbeiter über den Kopf gewachsen, so daß sie selbst die Lage als eine bedrohliche bezeichneten. Burckhardt, in jenem Jahr Amtsbürgermeister, hatte durch persönliche Besprechungen die erhitzten Gemüther zu beruhigen sich bemüht, doch gleichfalls vergeblich. Da entschloß sich die Regierung, an die Bürger- und Einwohnerschaft zu appellieren und an diese die Aufforderung ergehen zu lassen, gegebenen Falls selbst für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung einzutreten; für den Fall von ausbrechenden Unruhen wurden einige allgemeine Verhaltensmaßregeln angeordnet. Diese energische Haltung der Regierung

bewirkte, daß die gewohnte Arbeit bald wieder überall konnte aufgenommen werden: die Sprache der Proklamation hatte Anklang gefunden. Nach wenigen Tagen lief eine bei 2000 Unterschriften zählende Zustimmungsadresse ein, in welcher der Regierung dafür gedankt und zugesichert wurde, man „werde nicht zugeben, daß fremder Einfluß (die Bewegung wurde den Wühlereien von Agenten des internationalen Arbeiterbundes zugeschrieben) in unsere Verhältnisse sich einmische.“ Für die Regierung lag in diesem Vorfalle die Veranlassung, sofort an die Ausarbeitung eines Tarifgesetzes zu schreiten, das in billiger Weise die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern regeln sollte, ohne die Interessen der Industrie zu schädigen.

Ich habe gerne dieses Vorganges erwähnt, weil die Haltung der Regierung mir bezeichnend für die Denkungsweise von Burckhardt und Bischoff erscheint. Das konnte ihnen nicht entgehen, daß durch aufregende polizeiliche Maßregeln der drohenden Gefahr nicht konnte begegnet werden. Statt nun ängstlich zwischen halben Maßregeln hinzuschwankeu, schlugen sie rasch besonnen den einzig richtigen Weg ein. Als wahre Demokraten scheuten sie sich nicht, an das Volk sich zu wenden, an dessen Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit zu appellieren, in der festen Ueberzeugung, daß solche offene und zutrauensvolle Sprache nicht ungehört verhallen werde.

Bischoff war eine durch und durch demokratische Natur: allerdings nicht in derjenigen Bedeutung des Wortes, welche die heutige Parteisprache ihm beilegt: in solche Schablonen konnte man seine markige Gestalt nicht einzwängen. Aber wie ein Glarner- oder Appenzeller-Landamann in offener Landsgemeinde zur Bürgerschaft sprechen zu können, dieser Wunsch mag wohl oft durch seine Seele gezogen sein. Und bei seiner vollständigen Beherrschung unseres Dialektes — er konnte im ge-

läufigsten Baseldeutsch im Großen Rathe wichtige Fragen behandeln, würde er im Stande gewesen sein, in verständlicher, den Weg sich bahnender Rede zum Volke zu sprechen. Eine Haupteigenthümlichkeit Bischoffs war sein ausgesprochener Partikularismus, wie man sich dermalen im Deutschen ausdrückt. Wohl liebte er sein Basel von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, aber die „Mindere“ Stadt doch fast noch stärker als die „Mehrere“ und es ist ganz bezeichnend, daß seine letzte geschäftliche Thätigkeit der sogenannten Lestertiftung gewidmet gewesen ist, bestimmt, fähigen Jünglingen aus dem Klein-Basel die Mittel zu ihrer Ausbildung zu gewähren.

Burckhardt glaubte dem demokratischen Gedanken am richtigsten dadurch Ausdruck zu verleihen, daß möglichst Viele zur Verwaltung, zum Mitrathen herangezogen würden, daß das Bewußtsein der Verantwortlichkeit, für des Vaterlandes Wohl einstehen zu müssen, in möglichst weiten Kreisen zur Geltung komme. Und von diesem Standpunkte aus mußte er auch in allgemein eidgenössischen Angelegenheiten als Gegner der Centralisationsbestrebungen auftreten. Seiner Ueberzeugung war eine angemessene Selbstständigkeit der Kantone, deren Freiheit und Berechtigung bestimmte Verhältnisse nach ihren Bedürfnissen zu ordnen, nicht nur für ihr politisches Leben, sondern auch für eine gedeihliche Entwicklung der allgemein schweizerischen Angelegenheiten nothwendig. Nur dieß gab Gewähr für den richtigen Kreislauf gesunden, frischen Blutes in den verschiedenen Organen. Das Hineinregieren in die kantonalen Verwaltungen durch bundesrätliche Entscheide, namentlich in Niederlassungsfragen, erschien ihm immer als tadelnswerthe Willkür. Allerdings mußte er vielfach zu seinem Bedauern wahrnehmen, daß in den Kantonen selbst sehr wenig Verständniß für diese Auffassung herrschte. Statt durch gemeinsames Zusammen-

stehen einiger oder mehrerer Kantone, da wo es galt diese oder jene, die Kräfte eines Einzelnen übersteigende Aufgabe zu lösen, ihre Lebensfähigkeit zu bekrunden, zog man vielfach vor, nichts zu thun, in der bestimmten Erwartung, daß der Bund in die Lücke eintreten werde. Gerade hiedurch aber, sowie durch die Gründung der großen Staaten rings um unsere Grenzen, durch das Vorgehen Deutschlands, war die centralisierende Richtung in eigentlich überraschender Weise gefördert worden. Die Annahme der dieses Gepräge tragenden neuen Bundesverfassung mußte Burckhardt mit bangen Sorgen erfüllen, und die rauschenden Festlichkeiten zur Feier derselben, grell abstechend gegen die stille Freude, welche 1848 die Gemüther erfüllt hatte, waren nicht dazu angethan, dieselben zu zerstreuen. Der Bewegung behufs Anbahnung einer kantonalen Verfassungsveränderung gegenüber verhielt er sich durchaus ablehnend und schied mit Juni 1875 aus der Verwaltung, als deren vollständige Umgestaltung war durchgeführt worden. Bischoff, bei seinen Entschlüssen von äußern Verhältnissen nicht so unabhängig wie Burckhardt, vertauschte die Leitung der Staatskanzlei mit einem Sitze in der Regierung.

Burckhardt übernahm zwei Jahre später das Präsidium der Inspektion der Knaben-Sekundarschule, welches er bis kurze Zeit vor seinem Tode bekleidete.

Am 30. Juni 1875 fand die letzte Sitzung des Kleinen Rathes statt. Mit bewegten Worten nahm Burckhardt Abschied von seinen Collegen. Was er damals gesprochen hat, daß Basel unter der bisherigen Verwaltung sich gedeihlich entwickelt habe, daß sie im Bewußtsein treu die ihr obliegenden Pflichten erfüllt zu haben — abtreten könne, das wird vor dem Richterstuhle unbefangener Prüfung anerkannt werden müssen. Allerdings, und merkwürdiger Weise ist gerade dieß ihr zum Vor-

wurf gemacht worden: sie hatte sich gehütet vor dem, was ein großer französischer Staatsmann „la fureur de gouverner, la plus funeste maladie des Gouvernements modernes“ genannt hat.

Der Tod hat beide im Laufe des Jahres 1883 dahingerafft; Bischoff im Frühjahr, Burckhardt im Spätsommer.

Um die Lebensbilder derselben zu vervollständigen, hätte bei Bischoff dessen Thätigkeit für das musikalische Leben und bei Burckhardt dessen Stellung zu dem auf dem kirchlichen Gebiete ausgebrochenen Kampfe erwähnt werden sollen. Ich habe ersteres aus persönlichen, letzteres aus sachlichen Gründen unterlassen.

